Die Not von Frauen ohne Wohnung

Von Britta Köppen

In der fachlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnungslosigkeit gibt es zwei Aspekte, die in den vergangenen Jahren zentraler beleuchtet wurden: die Prävalenz und Komorbidität psychischer Erkrankungen und die Wohnungslosigkeit von Frauen. Um die besondere Situation von Frauen verstehen zu können, erscheint es hilfreich, einen Blick auf spezifische Ursachen und Gründe ihrer Wohnungsnot, den Einfluss weiblicher Sozialisationsprozesse, Bewältigungsversuche und Unterstützungsbedarfe zu werfen. Die Endstation Straße ist für viele von ihnen keine Option. Aber wo verbleiben sie, wenn sich in ihren Taschen kein Wohnungsschlüssel mehr finden lässt, die Not alles Persönliche aufsaugt und die Welt sich ihnen auf einen Schlag anders zugekehrt hat?

Britta Köppen
Dipl. Psychologin, Psychologische Beratung für wohnungslose Frauen der GEBEWO pro, Berlin. E-Mail: psychberatung@gebewo-pro.de

Der Europäische Dachverband der Wohnungslosenhilfe (FEANTSA) beschreibt in seiner Typologie von Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit und prekärer Wohnversorgung (ETHOS – European Typology on Homelessness and Housing Exclusion) ein weitreichendes Spektrum an Notlagen, das zur Erfassung der oft problematischen Wohnverhältnisse bzw. wohnraumbezogenen Notlagen von Frauen geeignet ist, da sie vor allem in verdeckter Wohnungslosigkeit leben (Amore et al., 2011). Bundesweit liegen aufgrund einer fehlenden gesetzlichen Wohnungsnotfallstatistik nur Schätzungen zum Ausmaß weiblicher Wohnungslosigkeit vor. Der prozentuale Anteil an Frauen in Wohnungsnot wird auf ca. 28 % geschätzt.

In den letzten Jahren ist ein deutlicher Anstieg an von Wohnungsnot betroffenen Frauen zu verzeichnen gewesen, und für das Jahr 2018 wird davon ausgegangen, dass in Deutschland über 150000 Frauen ohne Wohnung leben werden (BAG W, 2015). Es bleibt jedoch zu beachten, dass die Dunkelziffer, aufgrund von verdeckter Wohnungslosigkeit und mangelnder Inanspruchnahme von Hilfe, bei Frauen höher ist. Eines zeigen die wissenschaftlichen Untersuchungen zu Frauen in Wohnungsnot bisher einheitlich: sie bilden eine heterogene Gruppe, die sich in der Art, mit Wohnungsnot umzugehen, den Gründen, die dazu geführt haben und ihrem Gesundheitszustand deutlich unterscheiden (MGSFF, 2004; Dokumentation, 2016; Köppen & Hayner, 2017).

Suche nach dem Wie und Warum

Der Verlust von Wohnraum entwickelt sich für viele Frauen aus einem Zusammenspiel verschiedenster Einflüsse und Umstände. Die Kumulation von Belastungen sozialer, materieller, biographischer und familiärer Natur steht oft am Anfang einer Ereigniskette. Häusliche Konflikte, Beziehungsabbrüche, Scheidung, sexueller Missbrauch und Gewalterfahrungen unterschiedlichster Form und Schwere haben eine große Bedeutung bei der Suche nach Ursachen weiblicher Wohnungslosigkeit (Köppen et al., 2012). Je nach Alter verlassen sie Familiensituationen, die durch Diskontinuitäten, psychisch erkrankte Eltern, räumliche Enge oder anhaltende Finanznöten geprägt waren (Zechert, 2017). Sie fällen die Entscheidung, ihre Kinder und sich selbst nicht mehr den gewaltgeprägten, demütigenden Lebenssituationen auszusetzen oder sie kapitulieren, wenn eine Zwangsräumung aufgrund von Mietschulden oder der Eigenbedarfskündigung des Vermieters im Postkasten liegen.

Die Frage wie und warum Frauen in verdeckte Wohnungslosigkeit geraten, muss zwischen ihren individuellen Dispositionen und gesellschaftlichen Dynamiken betrachtet werden. Keine der Frauen hat ihre Notlage selbst ausgesucht. Es sind eher eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren, die hierzu beitragen: die zunehmende soziale Polarisierung und materielle Armut, die strukturell bedingten Einschränkungen weiblicher Handlungsräume, die sozialisationsbedingte hohe Anpassungsfähigkeit von Frauen an prekäre Wohnverhältnisse, das höhere Risiko von weiblicher Altersarmut, weil die Übernahme von Familienarbeit zu Lasten der eigenen Existenzsicherung ging oder die fehlende Unterstützung in psychischen Krisen.

In einer subklinisch hyperaktiven Gesellschaft, die dem Wettrüsten nach Statussymbolen, Kapitaldenken, einem Streben nach dem Außergewöhnlichen oder dem schnellen Stigmatisieren von Andersartigkeit zunehmend verfällt, versuchen Frauen, den drohenden Verlust der Wohnung als Rückzugs- und Schutzraum irgendwie zu ertragen. Der tägliche Kampf, die vielen Zumutungen des Alltags zu bewältigen, sich im Freundeskreis nichts anmerken zu lassen, befristete Arrangements am Rande des Existenzminimums zu treffen, den

Teilzeitjob trotz schlafloser Nächte nicht zu verlieren, den Anschein von Normalität zu halten, die Kinder bei stundenlangen Ämtergängen aufzuheitern, sich mit Provisorien zu begnügen und die deutlichen Signale des Körpers auf morgen zu verschieben, führen Frauen häufig an ihre psychischen und physischen Belastungsgrenzen.

Sie halten durch!

Die Praxis zeigt, dass überall dort, wo die Wohnungslosenhilfe Angebote nur für Frauen vorhält bzw. Hilfeangebote mit einer speziellen Fraueninfrastruktur ausgestattet sind, diese auch in hohem Maße in Anspruch genommen werden (MGSFF, 2004; Dokumentation, 2016). Der Zustand von Frauen, die in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe, in Krankenhäusern oder Beratungsstellen ankommen, lässt nur erahnen, wie sehr die Querschläge, mit denen das Leben sie überrascht hat, an ihren sozialen Ressourcen, ihrer Widerstandsfähigkeit und Gesundheit genagt haben.

Den Anschein von Normalität irgendwie aufrechterhalten

Beim Erstkontakt werden ihre Erschöpfung und ihr Misstrauen sichtbar. Verdeckt bleiben die Scham, die Martyrien, die sie überlebt haben, die Erdrückung durch das Unerfüllte sowie Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und schlichtweg pure Angst vor der Inanspruchnahme öffentlicher Hilfen. Ihre Ängste werden intensiviert durch Ablehnungen in überfüllten Notübernachtungen für Frauen oder frauenspezifischen Wohnheimen, Zeitdruck und Schutzlosigkeit. Sollten sie eine Zuweisung für einen Wohnheimplatz nach ASOG (Allgemeines Sicherheits- und Ordnungsgesetz) erhalten haben, spüren viele Frauen intuitiv, dass sie nicht an einem Ort sind, an dem sie Normalität empfinden, den Krebs besiegen, Ressourcen neu mobilisieren oder sich von Traumatisierungen bzw. Operationen erholen können.

In manifester Wohnungslosigkeit entstehen oder verstärken sich psychische Vulnerabilitäten, chronische Erkrankungen und soziale Erschöpfung (Lutz, 2014; FEANTSA, 2017). Das Leben ohne gesicherten, eigenen Wohnraum verlangt allen Frauen unterschiedlicher Herkunft erneut einen langen Atem, hohe Anpassungsfähigkeit und Geduld im Hin und Her der Bürokratie ab. Es heißt, für das Ungelöste Geduld zu haben. Für welche Anschlusshilfe bin ich überschuldet, gesund oder auch krank genug? Wie stehen meine Chancen, auf dem Wohnungsmarkt meiner Großstadt eine Sozialwohnung zu bekommen? Welchen Einfluss hat die Wohnungslosigkeit auf meine Kinder? Fragen, die sich nicht schnell und definitiv nicht klar beantworten lassen. Frauen mit Psychiatrieerfahrung nehmen die therapiefreie und non-restriktive Zone in den Wohnheimen vorerst an. Andere Frauen versuchen gezielt Hilfen in Anspruch zu nehmen, um die Phase der Wohnungslosigkeit schnell zu überwinden, treffen jedoch dabei auf Wartelisten, einen Mangel an Trägerwohnungen, aussichtslose Bewerbungsverfahren für Wohnungen oder lange Begutachtungszeiten beim Sozialpsychiatrischen Dienst. Und es gibt diejenigen unter ihnen, die aufgrund ihres psychischen Gesundheitszustandes (noch) nicht in der Lage sind, einen Ausweg zu finden oder anzunehmen. Allen gemein sind der Wunsch und der Versuch, durchzuhalten.

Am Anfang steht das Gespräch

Wohnungslosigkeit und Krankheit, als Zustände großer Not, verlangen eine Neuorientierung in vielen Aspekten der physischen, emotionalen und sozialen Lebensrealität von Frauen. In der niedrigschwelligen Berliner „Psychologischen Beratung für wohnungslose Frauen", die mit einer Personalstelle und zwei Psychologinnen unter Trägerschaft der GEBEWOpro gGmbH arbeitet, werden jährlich über 900 Beratungen, Begleitungen und Hilfekonferenzen für und mit Frauen in Wohnungsnot durchgeführt. Mit Blick auf die individuellen Entwicklungsprozesse lässt sich einfach zusammenfassen: am Anfang steht das gemeinsame Gespräch. Mit abtastender Sprache wird versucht, Frauen, die nicht unfehlbar, aber unverkennbar menschlich mit ihren eigenen Überzeugungen, einem Beruf, einer Geschichte, einem Lebensstil und Lebenstraum den Raum betreten, das Gefühl zu geben, einen Verband für ihre wunden Nervenenden finden zu können. Oft sind sie ohne Vorwarnung an den Rand des inneren Abgrundes geraten und konnten das Funktionieren nicht länger aufrecht erhalten.

Das eigene Entsetzen über den Verlust von Normalität in einen Sinnzusammenhang zu bringen, ist oftmals die erste Herausforderung. Täglich fühlen sie sich mit den intimsten, schmerzhaftesten und verworrensten Augenblicken ihres Lebens konfrontiert und sie pendeln zwischen Sprachlosigkeit, einem wiederholten Implodieren, logischen Berichten und der Scham, all das Geschehene nicht kommen gesehen zu haben. Das Etikett „wohnungslos", scheint an ihnen zu kleben und lässt sie vergessen, dass Selbstwert ein Geburtsrecht ist! In schlaflosen Nächten springt die Angst wie ein Klappmesser in ihnen auf und diktiert den Glaubenssatz: ich bin nicht gut genug. Egal, ob sie gerade volljährig geworden, Mutter von drei Kindern, Studentin oder Rentnerin sind, sie alle haben nach Enttäuschungen, dem Gescheitert sein oder Gewalterfahrungen die dunklen Anteile ihrer Biografie als Baumaterial für ihre Identität benutzt. Sie haben vergessen, wie ihr ruhiges Selbst früher aussah und wünschen sich, dass jemand die Stopptaste drückt.

Das Ringen um Veränderung

Als Psychologinnen füllen wir im gemeinsamen Beratungsprozess eine Art Geländerfunktion aus, die Frauen in Wohnungsnot dabei unterstützen kann, die rasierklingenscharfe Vergangenheit und unzensierten Gefühle nur soweit auszupacken, wie es ihrem ausgewählten Ziel dient. Einige verabschieden sich von dem Gefühl, „beschädigt" zu sein und lassen ihre innere Arbeiterin die Ärmel hoch krempeln. Trotzdem sie durch schwierige Phasen in ihrem Leben gestolpert sind und Scham- und Schuldgefühle inneres Wachstum verhinderten, entdecken sie, dass Frau sein und Hilfe benötigen keine Krankheit sind und psychische Diagnosen durchaus Arbeitshypothesen sein können. Auf Ämtern Schlange stehen, in unbequemen Sitzen ausharren, Formulare ausfüllen und Sicherheitskontrollen überstehen, erscheint ihnen in Begleitung engagierter Sozialarbeiterinnen weniger stressreich.

In gemeinsamen Gesprächen wird die Vermittlung an weiterführende Hilfen (Angebote nach §67 SGBXII, ambulante Psychotherapie, Langzeittherapie in Einrichtungen der Suchthilfe, Eingliederungshilfe nach §53 SGBXII)

besprochen und vorbereitet. Den oft komplex traumatisierten Frauen ist ihr Ringen um Veränderung anzusehen und erst kürzlich reflektierte eine Klientin den Beratungsbeginn und Beziehungsaufbau aus Psychologinnensicht als Versuch, „ein geöltes Huhn im Dunkeln zu fangen".

Es ist okay!

Gelingt ihnen eine Neubewertung ihrer Situation und das Entdecken von verschütteten Fähigkeiten und Resilienzen, werden die Momente deutlich weniger, in denen sie sich auf die Position der Regelbrecherin, des Opfers, der Mietschuldnerin, der Personengruppe einer nicht geführten Statistik oder Aussätzigen zurückgeschleudert fühlen. Für Frauen geht es dann weniger darum, in ungesunden Lebenssituationen unverwüstlich zu sein, sondern zu wissen, wie sie sich aus ihnen befreien können. Es ist okay, dass sie Angst haben, erneut aufzusetzen, wieder festgefahren oder manövrierunfähig zu sein. Es ist okay, dass sie sich nie wieder so ohnmächtig, hilflos oder in der Falle hockend fühlen wollen und trotzdem zu wissen, dass es dafür keine Garantie gibt. In psychoedukativen Gesprächen können Frauen reflektieren, wie sie Verletzungen oder Stress betäubten und in sich ansammelten, bis der klügste Teil von ihnen, der Körper, entschied, dass es reicht. Depressionen, Ängste oder psychotische Episoden können die Reaktion auf das Ansammeln und Aushalten wollen sein (Köppen & Hayner, 2017). Vor dem Hintergrund traumatischer Erlebnisse, heißt Genesung und die Verbesserung der Wohnsituation oft, die Hoffnung auf eine bessere Vergangenheit zu verabschieden. Wie schön wäre es, wenn solch mutiger Veränderungsprozess auch mit der fairen Möglichkeit, eine Wohnung zu finden, einher gehen könnte.

Richtungswechsel

Frauen in Wohnungsnot sollten sich nicht außerhalb der Gesellschaft fühlen, sondern als Teil von ihr. Inklusion fängt mit wirklich empfundener und gelebter Wertschätzung und Menschenwürde an. Während Frauen bereit sind, ihrer Wohnungsnot individuelle Ideen und die Annahme von Hilfe entgegenzustellen, sollte der andere Teil der Gesellschaft Strukturen schaffen, die eine Teilhabe für wohnungslose Menschen nachhaltig ermöglicht. Der Gesundheitszustand vieler Frauen in Wohnungsnot ist Ausdruck ihrer Lebensgeschichte, ihrer begrenzten Verwirklichungschancen und Entfaltungsmöglichkeiten. Nach Traumatisierungen unterschiedlichster Form und Länge ist ihre körperliche und seelische Verfassung, mit der sie in Notaufnahmen, Beratungsstellen oder Ämtern ankommen, das Maximum, was unter ihren Lebensbedingungen und psychischen Dispositionen zu erreichen war. Wir können uns überfüllte oder geschlossene Stationen, lange Wartelisten, Ablehnungen oder durchschnittliche Aufenthaltsdauern von über 400 Tagen in Wohnheimen, Absagen durch Leistungsstellen, komplizierte Bürokratie, erschöpfte Fachkräfte, absurde Mietenspiegel oder ein Wegschauen vor wachsender Not schlicht nicht mehr leisten.

Wohnungsnot ist schon länger kein exklusives Problem sozialer Randgruppen mehr. Sie ist in der Mittelschicht angekommen und macht sich mit Abstiegsängsten und Deklassierungsfurcht dort breit (Lutz, 2014). Auch psychische Erkrankungen sind kein Phänomen, das vor Gesellschaftsschichten halt macht. Die Rentenzugänge wegen verminderter Erwerbsfähigkeit aufgrund von psychischen Erkrankungen (DRV Bund, 2013) oder die Schwierigkeiten, einen ambulanten Psychotherapieplatz zu finden (Jachertz, 2013), sind allgegenwärtig.

Wohnungsnot ist längst in der Mittelschicht angekommen und kein exklusives Randgruppenthema

Wir brauchen politische Entscheidungsfreude mit Einbezug von Informationen der Fachkräfte, die täglich Versorgungsarbeit für Frauen in Wohnungsnot leisten. Wir brauchen gut funktionierende Integrationswerkzeuge und ein besonderes Augenmerk auf Prävention. Wir brauchen Angebotsstrukturen, die traumasensibel und auf das zielgruppenspezifische Ambivalenzverhalten bzw. hohe Misstrauen wohnungsloser Frauen ausgerichtet sind.

Frauen in Wohnungsnot benötigen Hilfen, die mit Kindern vereinbar und räumlich von Männern getrennt sind. Gut abgestimmte interprofessionelle Kooperationen können Unter-, Über- oder Parallelversorgung verhindern und Fachkräften Zeit für klinischen Mut und kreative Hilfestrategien geben. Es braucht Zeit, Geduld, politische Rückendeckung und eine sichere Finanzierung, um auch ein „geöltes Huhn im Dunkeln" zu stärken.

Literatur

Amore, K., Baker, M. & Howden-Chapman, P. (2011). The ETHOS Definition and Classification of Homelessness: An Analysis. European Journal of Homelessness. Volume 5, No. 2

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. Online: http://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/index.html

Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. Online: http://www.bagw.de/de/themen/Frauen/position_frauen.html

DRV Bund (2013). Datenbasis Statistik des Rentenzugangs 2000-2012

Dokumentation des Fachtages: Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit von Frauen. Probleme, Handlungsbedarf für die Politik (2016) Online: http://www.berlinstadtderfrauen.de/wpcontent/uploads/2015/05/Positionspapier_Wohnungslosigkeit_von_Frauen_in_Berlin_2015_-1-1.pdf

FEANTSA (2017). Recognising the link between Trauma and Homelessness. Online: http://www.feantsa.org/download/feantsa_trauma-andhomelessness03073471219052946810738.pdf

Jachertz, N. (2013). Hohes Aufkommen, niedrige Behandlungsrate. Deutsches Ärzteblatt. PP. Heft 2. S. 61-62

Köppen, B. & Hayner, H. (2017). Explorative Studie: Zur Untersuchung der sozialen Beeinträchtigung und psychischen Gesundheit von Frauen und Männern in ASOG-Einrichtungen. Berlin: GEBEWO-Soziale Dienste-Berlin gGmbH

Köppen, B., Krägeloh, M. & Heise, E.-M. (2012). Empirische Effektstudie FrauenbeWegt und FrauenbeDacht. Zur Untersuchung der Effektivität Sozialpädagogischer Beratung (FrauenbeWegt) und Psychologischer Beratung (FrauenbeDacht) in der Versorgung wohnungsloser, psychisch erkrankter Frauen in der Stadt Berlin. Berlin: GEBEWO-Soziale Dienste-Berlin gGmbH

Lutz, R. (2014). Soziale Erschöpfung. Weinheim/Basel

MGSFF: Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie NRW (Hrsg.) (2004). Wohnungsnot und Obdachlosigkeit von Frauen in Nordrhein-Westfalen: Bedarfslagen, Hilfen und neue Wege. Bearb. von Sellach, B., Huber, H., & Enders-Dragässer, U. im Auftrag des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie NRW. Düsseldorf.

Zechert, C. (2017). Wohnungslosigkeit und Sucht. In: Soziale Psychiatrie 1, S.4-7